

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 15 (1939-1940)
Heft: 10

Artikel: Im Schatten des Krieges
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1066531>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 21.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Im Schatten des Krieges

*Von ** *

Illustration von Meinrad Marti

Der Verfasser dieses Artikels ist ein Schweizer, der beim deutschen Einmarsch in Belgien als Handelskorrespondent in Brüssel tätig war. Er bewohnte mit seiner Frau und seinem fünfjährigen Töchterchen eine Vierzimmerwohnung in einem Außenquartier. Seine Erlebnisse scheinen uns gerade deshalb interessant, weil sie in keiner Weise aussergewöhnlich sind. Sie zeigen die Nervenbelastung, welcher die Zivilbevölkerung bei einem Kriegsausbruch ausgesetzt ist. Jeder Einzelne bei uns kann daraus wichtige Lehren ziehen. Die Schweiz ist nach wie vor fest entschlossen, ihre Unabhängigkeit bis zum

Aussersten zu verteidigen, ohne die Frage nach den Erfolgsaussichten überhaupt zu stellen. Für diese Haltung braucht es aber nicht nur einen unerschütterlichen Kampfesmut der Armee, sondern auch einen heroischen Willen der Zivilbevölkerung, die nötigen Opfer auf sich zu nehmen, ohne in Panikstimmung zu geraten.

Das Unfassbare

Vor Ausbruch des Krieges war immer ein gewisses Angstgefühl da. Allgemein hiess es, Belgien sei noch bei jeder Auseinandersetzung zwischen Deutschen und Franzosen Kriegsschauplatz gewesen. Dennoch hat uns der eigentliche Kriegsausbruch vollkommen überrascht. Noch am

Vorabend, als ich das Bureau verlassen wollte, kam unser Reisender und bat mich, am andern Morgen etwas früher zu kommen, er möchte mit mir die Monatsrapporte durchnehmen.

Am Abend ging ich mit meiner Frau Tennis spielen. Der Tennisplatz befand sich unmittelbar neben der Kaserne, und wir konnten beobachten, wie die Soldaten munter Fussball spielten.

Um 10 Uhr gingen wir nach Hause. Es war ein wunderbarer Maienabend. Die Cafés waren gestossen voll, überall herrschte fröhlicher Betrieb.

Morgens um 4 Uhr wurden wir von einer Sirene geweckt. Ärgerlich sagte ich zu meiner Frau: « Immer die gleiche Unordnung. Jetzt haben sie wieder Luftschutzübung, ohne die Bevölkerung vorher avisiert zu haben. Wie soll das herauskommen, wenn es einmal ernst gilt? »

Es schien mir aber, dass die Sirenen diesmal besonders laut tönten. So stand ich widerwillig auf, um zu schauen, was los sei. Auch in der Nachbarschaft wurden überall die Fenster aufgemacht. Alles schimpfte, dass das Luftschutzmanöver nicht angekündigt worden sei. Niemand dachte, dass es ernst gelte, auch dann nicht, als im Osten drei Fliegergeschwader zu je achtzehn Flugzeugen auftauchten, die zu drei und drei gruppiert waren. Schon hörte man auch das Geknatter von Abwehrbatterien, und bald darauf prasselten auf dem Dache des Nachbarhauses eine Menge Steine herunter, Geschoss splitter der Abwehrbatterien.

« Das ist wirklich eine interessante Übung », dachte ich, « aber eigentlich nicht ungefährlich. »

Unterdessen war die erste Staffel näher gekommen. Ein Flieger nach dem andern stürzte im Sturzflug hinunter, um sofort wieder aufzusteigen. Gleichzeitig vernahm man fürchterliche Detonationen. Wenige Sekunden darauf fielen Bomben auf die nicht mehr als hundert Meter entfernte Bahnlinie. Feuerscheine waren sichtbar, und Rauchsäulen stiegen in die Luft. Auf der Strasse rief jemand:

« Die Deutschen haben heute Nacht angegriffen! » Jetzt fiel Bombe um Bombe. Jedes Geschwader kreiste etwa 15 Minuten über der Stadt, um dann wieder wegzufliegen.

Im Moment, als es den Leuten bewusst wurde, dass es ernst gelte, reagierten sie auf zweierlei Arten: die einen kamen in eine furchtbare Aufregung und rannten auf die Strasse, die andern waren wie gelähmt.

Meine Frau wollte das Kind anziehen. Aber sie fand die Kleider und Strümpfe nicht. Aufgeregt suchte sie in der Wohnung umher. Ich fragte sie: « Was ist denn? Wieso wirst du nicht fertig mit dem Kind? » Sie: « Ich finde die Sachen einfach nicht. »

Die Kleider und die Strümpfe lagen aber wie gewöhnlich auf dem Stuhl neben dem Bettchen. Aber meine Frau sah sie nicht, sie war buchstäblich kopflos. Noch nach einer Stunde war das Kind nicht angekleidet. Meine Frau konnte keinen Knopf eintun. Ihre Hände waren wie gelähmt.

Vom untern und obern Stock war Kindergeheul zu vernehmen. Das hatte zur Folge, dass auch unser Kind einstimmte.

Ich kochte mir selbst das Frühstück. Der Kaffee hatte aber einen eigentlich faden Geschmack, und beim Essen des Butterbrotes hatte ich das Gefühl, in ein Stück Karton zu beissen. Daran merkte ich, wie aufgeregt ich selbst war. Diese Störung der Geschmacksnerven blieb alle vier Tage bestehen. Brot, Fleisch, Gemüse, alles schmeckte wie Karton.

Ähnliche Erscheinungen beobachtete ich auch bei andern Leuten. Viele konnten keinen Bissen mehr hinunterbringen, andern wurde es schlecht. Einige Male sah ich in der Folge, dass sich Frauen auf der Strasse an ein Fenstersims lehnten und erbrachen.

Die Zeitungen hatten es immer als Selbstverständlichkeit dargestellt, dass ein Angreifer durch die belgische Verteidigungslinie nicht durchkomme. So dachte niemand daran, dass Brüssel ernstlich ge-

fährdet sei. Ich begab mich deshalb wie üblich ins Geschäft, kam aber, da einzelne Plätze abgesperrt waren, eine Stunde zu spät.

Von Arbeiten war natürlich keine Rede. Jeder erzählte, was er gesehen und gehört hatte.

Ungefähr zweihundert Meter von unserm Geschäftshaus entfernt war eine Bombe durch ein Mietshaus gefallen, aber nicht explodiert. Einem Bäckermeister, der im Bette lag und beim Alarm gesagt hatte: « Je m'en fous, je reste au lit », wurden durch das Gewicht des Geschosses beide Beine abgeschlagen.

Solche Neuigkeiten wurden jetzt erzählt. Die Konsequenz aus all diesen Geschichten wäre nun eigentlich gewesen, sich beim nächsten Alarm unter allen Umständen in den Keller zu begeben. Trotzdem blieb die Mehrzahl der Angestellten im Bureau, als um elf Uhr wieder die Sirenen ertönten. Auch jetzt hörte man eine mächtige Explosion.

Trotzdem realisierten die meisten Leute die Gefahr immer noch nicht und begaben sich trotz behördlicher Weisungen nicht in die Luftschutzkeller. Die Trams hatten Weisungen, bei Alarm stillzustehen. Meistens fragte der Kondukteur die Passagiere, ob er halten oder weiterfahren solle. Meistens wurde weitergefahren. Das brachte mit sich, dass auch an den Haltestellen die Leute trotz Fliegeralarm stehen blieben, um den Anschluss nicht zu verfehlten. Mehrmals fielen dann Geschosse auf solche Menschenansammlungen und verursachten Opfer.

Die Nervenprobe

Als ich am Abend nach Hause kam, hatten wir die Wohnung voll Besuch. Verwandte, von denen wir sonst kaum gehört hatten, waren erschienen, zum Beispiel eine Tante meiner Frau, welche bisher vollkommen zurückgezogen gelebt hatte. Sie war schon am Nachmittag weinend mit einer Handtasche gekommen. Sie



Herr Direktor W. wohnt auf dem Lande. Jeden Tag nimmt er auf der kleinen Station N. den Zug. Am Abend kommt er um 5 Uhr in N. an, wo gleichzeitig sein Chauffeur mit dem Wagen eintrifft und ihn nach Hause fährt.

Eines Tages kommt Herr Direktor W. schon mit dem 4-Uhr-Zug in N. an. Er beginnt den Heimweg zu Fuss. Unterwegs trifft er den Chauffeur mit dem Wagen an, steigt ein und fährt den Rest des Weges nach Hause. Er kommt auf diese Weise 20 Minuten früher nach Hause als sonst (das heisst als wenn er am 5-Uhr-Zug mit dem Wagen abgeholt worden wäre).

Frage: Wie lange ging Herr Direktor W. zu Fuss?

Auflösung Seite 40

hielt es einfach nicht aus, allein zu sein. Deprimiert sassen wir in der verdunkelten Wohnung am Radio. Da die belgischen Nachrichten sehr spärlich waren, waren wir gezwungen, deutsche Meldungen einzustellen. Diese waren natürlich für uns erschütternd. In der Nacht war dreimal Fliegeralarm, so dass ich erst in den Morgenstunden einschlafen konnte, um schon um sechs Uhr durch einen neuen Alarm geweckt zu werden.

Das Aufwachen war entsetzlich. Im Schlaf hatte ich den Krieg total vergessen.

Das Getöse führte mich wieder in die Wirklichkeit zurück.

Ich stürzte so schnell wie möglich meinen Kaffee hinunter und ging ins Geschäft.

Die nächsten Tage wurde in den Bureaux nicht gearbeitet, weil Weekend und Pfingsten war. Die Stadt hatte sich vollkommen verändert. In unserm Quartier waren durch die Explosionen viele Fensterscheiben zerstört worden. Ich beobachtete, dass die Scheiben, welche mit Diagonalstreifen verklebt waren, meistens unversehrt blieben. Ich begab mich deshalb in einen Papeterieladen, um entsprechendes Papier zu kaufen. Die Inhaberin geriet aber gerade in einen Weinkrampf, und es war mir unmöglich, von ihr etwas zu erhalten.

Auf der Strasse sah man fast nur noch müde und verstörte Gesichter. Die Leute waren bleich, und Haarsträhnen hingen ihnen über die Gesichter hinab.

Am meisten dauerten mich die Kinder. Auf der Strasse sah man sie zwar nur noch selten. Auch wir hatten früher unsere Kleine oft geschickt, Kommissionen zu machen. Seit Kriegsausbruch war das viel zu gefährlich, weniger wegen den Bomben als wegen den Militärwagen, die vorbeirasten, ohne auf die Passanten Rücksicht zu nehmen. Den meisten Kindern setzten die Ereignisse sehr stark zu. Am Anfang weinte unsere Kleine immer furchtbar, wenn die Sirenen ertönten. Sogar wenn das Tram vorbeifuhr, erschrak sie oft, weil der Motor ein ähnliches Geräusch wie eine Sirene hervorbrachte. Nach zwei Tagen gewöhnte sie sich aber an die neue Lage, und es war direkt röhrend, wie das Kind bei jedem Alarm von selbst seine warme Decke, den Mantel und das Reservekleid brachte und sagte: « Je vais à la cave. »

Dafür war ein 8½jähriger Knabe, der unter uns wohnte, ganz aus dem Häuschen. Allerdings lag der Fehler bei der Mutter. Diese verlor vollständig den Kopf. Sie zitterte den ganzen Tag vor Aufregung, und man sah es ihr von weitem an, dass sie vom ersten Tag an nichts

mehr gegessen hatte. Sie hatte halt ihren Mann an der Front. Der sonst frische Knabe war bleich wie ein Leintuch. Wenn die Sirenen ertönten, musste man ihn auf den Armen in den Keller hinuntertragen, wobei er laut heulte und die Panik im Hause noch vergrösserte. Die Fälle, wo Kinder chronisch beim Ertönen der Sirenen in Weinkrämpfe ausbrachen, waren häufig.

Ich habe auch nur selten Frauen angetroffen, welche nicht die Nerven verloren. Eine Nachbarin von uns magerte zusehends ab wie eine Schwindsüchtige. Sie konnte nichts mehr zu sich nehmen. Mit Mühe gelang es uns einmal, sie zu zwingen, eine Tasse Kaffee und ein Butterbrot bei uns zu essen. Sie sagte, in ihrer Wohnung bringe sie keinen Bissen herunter. Alles starre sie mit einer solchen Traurigkeit an, dass ihr der Magen weh tue.

Ich habe während den ganzen vier Tagen keinen Menschen lachen sehen.

Das Problem der Luftschutzkeller

Der Zutritt zu unserm Keller ging durch einen Schuhmacherladen, der zu ebener Erde lag. Der Keller war gross und gut geschützt, aber unbeleuchtet und deshalb unheimlich. Die Stimmung der Menschen, die sich dort versammelten, war unterschiedlich. Viele waren gefasst, andere weinten bei jedem Alarm. Der Besitzer des Lokals war selbst nie sichtbar. Dafür hörte man immer aus einer Nische Schnarchen oder Gesang: der alte Schuhmacher war während der ganzen Gefahrenzeit ununterbrochen betrunken.

Was mir besonders auffiel, war, dass sich am zweiten und dritten Tag auch die Hunde dem Alarm anpassten und, sobald die Sirenen ertönten, den Schwanz einzogen und sich, ohne gerufen zu werden, in den Keller begaben.

Trotz der ununterbrochenen Anweisungen des belgischen Radios wurden die Luftschutzkeller immer seltener aufgesucht. Das kam zum Teil deshalb, weil man das Zutrauen zu den zuständigen Instanzen

etwas verloren hatte. Am Anfang wurde bei den Alarmen immer gemeldet, wieviel Zeit dass noch sei, und die Grösse der anfliegenden Geschwader wurde mitgeteilt. Je nachdem war dann grosser oder kleiner Alarm. Mit der Zeit wurden diese Einzelheiten nicht mehr angegeben. Der Alarm ertönte, wenn nur ein einziges Flugzeug in die Nähe kam, das sogar die Stadt nicht einmal überflog. Das führte zu einer gewissen Desorientierung.

In vielen Fällen war man einfach zu müde, um den Luftschutzkeller aufzusuchen.

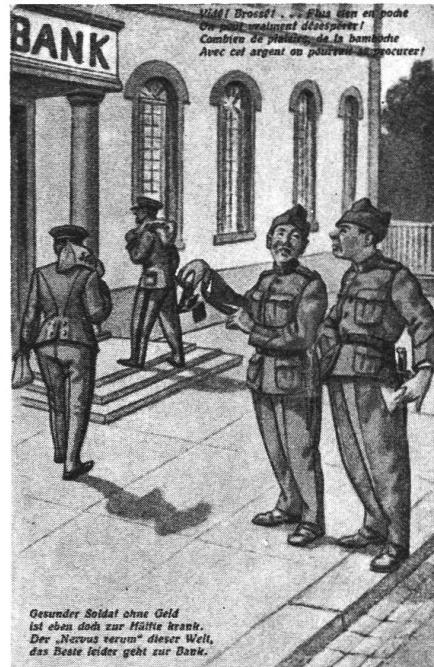
In der dritten Nacht war dreimal Fliegeralarm. Meine Frau weckte mich jeweilen. Aber ich war so todmüde, dass mir alles gleich war, und ich sagte: « Ich gehe nicht hinunter, ich bleibe da. » Meine Frau wollte begreiflicherweise auch nicht allein mit dem Kind in den Keller. So blieb man halt in der Wohnung.

Noch sicherer als unser Keller wäre ein öffentlicher Luftschutzraum gewesen, der sich in siebzig Meter Entfernung befand. Aber zehn-, fünfzehnmal im Tag dorthin zu gehen, war einfach zu unständlich.

Sogar das ständige Treppensteigen im eigenen Hause war mir zuviel. Wäre ich noch länger in Brüssel geblieben, hätte ich eine Wohnung im Parterre gesucht. Man kann sich nicht vorstellen, wie man hergenommen wird, wenn man zwanzigmal im Tage vom dritten Stock in den Keller hinunter muss.

In dieser Zeit der höchsten Nervosität wurden die Leute, welche sich in ihrem Keller ein ganzes Wohnzimmer installiert hatten, sehr beneidet. Wenn man mich heute fragt, was man am besten gegen den Krieg vorkehren könne, so kann ich nur einen Ratschlag geben: Richten Sie Ihren Luftschutzkeller möglichst komfortabel ein, so dass Sie sich zur Not dort aufhalten und darin schlafen können.

Was die allgemeine Nervosität noch besonders erhöhte, das waren die Fallschirmabspringer. Jeden Tag brachte das Radio die Mitteilung, dass wieder hun-



*Gesunder Soldat ohne Geld
ist eben doch zur Hälfte krank.
Der „Nervus rerum“ dieser Welt,
das Beste leider geht zur Bank.*

Ein Druckerzeugnis, das aus dem Inland stammt, das aber zersetzer wirkt als manche ausländische, gegen unsere Demokratie gerichtete Propagandaschrift. Diese Art Militärhumor ist nicht nur ästhetisch abstoßend, sondern auch unschweizerisch. Er verstößt gegen die Würde des Soldaten, welche die Grundlage unserer Dienstauffassung bildet.

dert Fallschirmabspringer niedergegangen seien. Diese sprangen nachts ab und verbargen sich dann auf den Estrichen oder in den Kellern. Daraufhin getrauteten sich die Frauen nicht mehr, in den Keller zu gehen, weil sie eine krankhafte Angst hatten, die Fallschirmjäger würden auf sie schießen.

Am Sonntagnachmittag machte ich mit meiner Frau einen Spaziergang zum Tennisclub, um unsere Sportwollsachen zu holen. In der Nähe der Kaserne war ein Auflauf. Zwei Fallschirmjäger waren eben erwischt worden, wie sie an eine Firmatafel ein Kreuz malten, das sie mit

einer Zahl versahen. Sie wurden abgeführt unter drohenden Zurufen der Bevölkerung, welche rief: « Au mur les assassins! »

Nach diesem Intermezzo gingen wir weiter. Plötzlich hörten wir schiessen, und gleichzeitig ertönte Fliegeralarm. Soldaten sprangen über die Strasse und begaben sich mit einem Maschinengewehr in Stellung. Wir hatten einen unheimlichen Schreck, als das Maschinengewehr sich im Kreise herumdrehte und seine Mündung einen Moment auf uns richtete. Der Gedanke durchzuckte uns, diese belgischen Soldaten könnten vielleicht getarnte Fallschirmjäger sein.

Wir liefen auf das nächste Haus zu, um uns in Sicherheit zu begeben; aber trotz Läuten und Klopfen wurde uns nicht geöffnet, obschon wir hörten, dass die Bewohner anwesend waren. Auch im nächsten Hause wurde uns der Zutritt verwehrt. Nach Alarmschluss wurden dann der Hausbesitzer und seine Frau unter der Haustüre sichtbar.

Schliesslich konnten wir in einem Hutgeschäft Zuflucht nehmen und warteten dort mit andern Leuten das Ende des Alarms ab. Auf dem Rückweg sahen wir zahlreiche Häuser, bei denen die Fassade abgerissen war. Von der Strasse aus konnte man das ganze Mobiliar sehen.

Der Menschheit ganzer Jammer

In meinem ganzen Leben habe ich keine so traurigen Pfingsten erlebt. Vor einer Woche hatten wir nichts ahnend ein Projekt für eine Pfingstreise ausgearbeitet.

Lösung der Denksportaufgabe von Seite 37

Das Auto ist 20 Minuten weniger unterwegs gewesen als sonst, Herr Direktor W. muss es also an einem Punkt getroffen haben, wo es noch 10 Minuten bis zum Bahnhof N. hatte (10 Minuten hin + 10 Minuten zurück). Es war also 4.50 Uhr, als Direktor W. das Auto traf. Er war 50 Minuten unterwegs gewesen.

Daran war jetzt nicht zu denken. Statt dessen gingen meine Frau und ich am Sonntagmorgen in die Kirche. Diese war bis zum Bersten gefüllt. Noch nie habe ich eine so ergreifende Andacht mitgemacht. Die Gebete, die sonst nur zögernd gemurmelt wurden, ertönten jetzt laut und flehend. Viele Frauen weinten, andere wurden ohnmächtig. Während des Gottesdienstes stürzte eine Frau mit aufgelösten Haaren zum Altar und rief: « Mes enfants, mes enfants, mon Dieu, mes enfants! » Sie musste vom Pfarrhelfer in die Sakristei geführt werden. Sie hatte draussen auf der Strasse die ersten Flüchtlinge gesehen und gehört, dass es an der Front, wo zwei ihrer Söhne waren, schlecht gehe.

Nach dem Gottesdienst sahen wir die ersten Evakuierten ankommen. Es waren traurige Züge von alten Männern, Frauen und Kindern, welche sich, ermüdet, erschöpft und ausgehungert, an die Strassenränder setzten. Viele Leute brachten ihnen Kaffee, Brot und Kuchen. In andern Häusern und Ladengeschäften aber, wo diese Unglücklichen um Nahrungsmittel bettelten, wurden sie hartherzig fortgejagt. Es gab allerdings auch viele Geschäfte und Cafés, welche grosszügig ganze Körbe voll Esswaren verteilten.

Viele der Flüchtlinge kamen mit einem Stosskarren, wie ihn unsere Zeitungsverrägerinnen besitzen. Auf dem Karren sassen meistens kleine Kinder. Oft transportierte auf diese Art eine Tochter ihre Mutter oder eine Enkelin ihren alten Grossvater. Am meisten schienen die Leute unter ungenügendem Schuhwerk zu leiden. Die wenigsten trugen Schuhe, wie sie für lange Märsche nötig sind. Die armen Frauen in Belgien besitzen oft nur Pantoffeln. Viele Flüchtlinge hatten infolgedessen nur Finken an den Füssen, die von dem weiten Steinweg sehr abgenutzt waren. Andere Frauen trugen zerfetzte Stöckelschuhe, in denen die geschwollenen Füsse furchtbar schmerzten.

Um eine Last längere Zeit zu tragen, gibt es nichts Praktischeres als einen Ruck-

sack. Rucksäcke sind aber in Belgien weniger bekannt. Die meisten Flüchtlinge schleppten deshalb zusammengebundene Bündel mit sich oder Handtaschen, die zum Teil so schwer waren, dass sie sie alle paar Meter abstellen und ausruhen mussten.

Die belgische Regierung machte im Radio die Leute immer wieder darauf aufmerksam, sie sollten beim Aufsuchen eines Luftschutzkellers ihre wichtigsten Wertgegenstände, d. h. Wertpapiere, Gold und Schmuck mitnehmen, ebenso etwas Proviant. Dieses Köfferchen wurde bereitgestellt, so dass man es im Alarmfall nur zu ergreifen hatte. Man sah deshalb in jenen Tagen auch unverhältnismässig viele Leute in den Strassen, welche stets eine solche Tasche mit sich trugen. Bei den Evakuierten hatte ich aber zum grössten Teil den Eindruck, als ob sie gar nichts vorbereitet gehabt hätten. So kam

es, dass die Auswahl der Gegenstände, die sie mit sich schlepten, ganz zufällig war. Ich sah verschiedene alleingehende Flüchtlinge, welche über dem Rücken ein Bündel und in der Hand einen Vogelkäfig mit einem lebenden Kanarienvogel trugen. Eine alte Frau transportierte in ihrem Bündel zwei kleine Hunde.

Mit der Zeit kamen ganze Heerzüge stark hergenommener Frontsoldaten zurück. Auch sie legten sich längs der Strasse an den Strassenrand, während von der entgegengesetzten Seite motorisierte englische Truppen kamen. Dadurch wurden die Strassen verstopft.

Am Montag herrschte bereits eine gewisse Panik. Im Gare du Midi, dem Bahnhof, welcher die Züge gegen Westen führt, herrschte ein furchtbarer Andrang. Zehntausende suchten nach Gent zu gelangen. Für Autofahrten von Brüssel nach Ostende oder nach Gent wurden grosse



Nivea-Creme: Dosen Fr. 0.50, 1.20 und Fr. 2.40
Tuben Fr. 1.- u. 1.50 / Nivea-Öl: Fr. 1.75 u. 2.75
Schweizer Fabrikat / Hergest. d. Pilot A.-G., Basel

628

Natürlich bräunen durch NIVEA

Das ist doch das Schönste! Denn mit Nivea richtig sonnenbaden, richtig freiluftbaden, das ist erholsam und erfrischend; das ist auch eine Wohltat und für Ihre Haut eine richtige Pflege. Und es bedeutet überdies verstärkten Schutz gegen Sonnenbrand.

Mit NIVEA in
Luft und Sonne

Aber stets vorher einreiben,
nie mit nassen Körper sonnen-
baden und das Einreiben
nach Bedarf wiederholen!



AGM *Tips*
für Herrenwäsche

Hitze berechtigt nicht zum Verzicht auf den korrekten Kragen. Machen Sie sich's leichter und tragen Sie den herrlichen Permastyff-Kragen! So porös wie ein weicher Kragen und doch steif. Verlangen Sie ausdrücklich

AGM DURABLE HEMDEN
mit Permastyff-Kragen

Der Soldat ist Ihnen ganz besonders dankbar, wenn Sie ihm

Contra-Schmerz

in den Aktivdienst senden zur Bekämpfung von Kopfweh, Zahnschmerzen, Erkältungsscheinungen und den Unpässlichkeiten im Soldatenleben. 12 Tabletten Fr. 1.80
In jeder Apotheke 100 Tabletten Fr. 10.50

Weber-Stumpen
Kennerstumpen



FLORIDA, fein, mild
ein Weber-Stumpen von
ganz besonderer Güte.
In der runden Büchse
überall offen erhältlich.
Das Stück zu 10 Rp.

WEBER SÖHNE A.-G., MENZIKEN

Summen geboten, 500 bis 1000 Schweizerfranken.

Merkwürdigerweise wickelten sich andere Teile des Lebens ganz normal ab. Die Detailgeschäfte waren zum Beispiel auch am Dienstag immer noch offen. Auch der Tramverkehr funktionierte, wenn auch etwas eingeschränkt. Eigenartig war, dass sogar am Dienstag noch die Tramkontrolleure trotz der Empörung des Publikums ihres Amtes walteten, als ob nichts passiert wäre.

Mehrere Bekannte, die flüchteten, stellten mir ihre Villa samt Lebensmittelvorräten zur Verfügung. Sie hofften dadurch einen gewissen Schutz ihres Mobiliars zu erreichen. Leider musste ich ablehnen, da ich mich inzwischen entschlossen hatte, von dem Sonderzug, den die Schweizerische Gesandtschaft organisiert hatte, Gebrauch zu machen und in die Heimat zu fahren.

Die Erlösung

Infolge des ständigen Luftschutzalarms konnten wir erst um $\frac{1}{2}$ 8 Uhr abends unsere Wohnung verlassen, und um 9 Uhr ging der Zug. Es war vorgeschrieben, dass jede Person nur ein kleines Handtäschchen mit sich führen durfte. Im letzten Moment gab es noch eine Szene, weil unser Kind unbedingt seine Puppe mitnehmen wollte. Schliesslich band ich ihm die Puppe auf den Rücken.

Der Weg von nur $1\frac{1}{2}$ km von unserer Wohnung zum Bahnhof nahm mehr als eine Stunde in Anspruch. Es war kein Taxi zu finden. Das erste Tram war gesteckt voll, das zweite fuhr in ein Depot. Als wir endlich im dritten Wagen sassen, wurde Fliegeralarm gegeben.

In dem ungeheuren Verkehr konnten wir ohne Kontrolle auf den Perron gelangen, wie ich überhaupt während der ganzen Reise in die Schweiz kein einziges Mal das Billett zeigen musste.

Kurz bevor der Sonderzug mit zweistündiger Verspätung abfuhr, ereignete

sich noch ein Zwischenfall, über den ich mich heute noch schäme. Einige jüdische belgische Herren, welche natürlich allen Grund hatten, auf irgendeinem Weg in Sicherheit zu gelangen, hatten mit ihrem Gepäck einige Plätze belegt, während sie sich selbst auf dem Perron aufhielten. Wir Schweizer, die wir uns alle mehr oder weniger kannten, hatten nun nichts Gescheiteres zu tun, als diesen Herren auf die Schulter zu klopfen und sie darauf aufmerksam zu machen, dass zu diesem Zuge nur Schweizer Zutritt hätten und dass in wenigen Minuten eine Kontrolle stattfinde. Die jüdischen Herren nahmen darauf schweigend und traurig ihr Gepäck von den Sitzen weg und verschwanden.

Der Sonderzug bestand aus den ältesten Holzwagen, die man sich vorstellen kann. Er fuhr über die unmöglichsten Nebenlinien, die ich je gesehen habe. Die Strecke von Brüssel nach Lille, die man sonst mit dem Schnellzug in $1\frac{1}{4}$ Stunden durchfährt, nahm über neun Stunden in Anspruch. Die Fahrt in dem verdunkelten Zuge war unheimlich. Mehrere Male wurden wir durch starken Alarm und Schiessereien in Schrecken versetzt. In der Ferne sah man brennende Dörfer, die Strassen waren voll von endlosen Flüchtlingskolonnen.

In Arras sahen wir auf einem Nebengeleise einen Zug voll Evakuierter stehen, der kurze Zeit vorher beschossen worden war. Aus den Viehwagen war Kindergeschrei, Stöhnen und Gejammer von alten Leuten zu hören.

Die Fahrt durch Frankreich dauerte drei Tage. In Paris wurden wir in einem Nebenbahnhof von französischer Zivilbevölkerung freundlich verpflegt. In Paris selbst offerierte uns der Schweizer Verein einen Imbiss.

Der Empfang an der Schweizergrenze, in Vallorbe, war ergreifend. Am Perron stand eine Bataillonsmusik, welche bei der Einfahrt des Zuges « Rufst du mein Vaterland » spielte. Unsere Landsleute empfingen uns so liebevoll, dass wir ohne Ausnahme weinten.



Wir leben in einer Zeit, die mutige Menschen fordert. Ein Land, das seine Unabhängigkeit bewahren will, braucht aber nicht nur mutige Soldaten, sondern es muss sich auch auf seine „zweite Front“ verlassen können. Zu den ersten Erfordernissen, um sich behaupten zu können, gehört ein gesunder Körper, denn nur im gesunden Körper gedeiht ein mutiger Optimismus. Stärken Sie sich täglich neu mit Ovomaltine. Fast jeder muss auf seinem Posten heute mehr als nur Durchschnittliches leisten. Da gilt es denn, verbrauchte Kräfte zu ersetzen, um seine Gesundheit zu stählen. Nehmen Sie zum Frühstück und als Schlummertrunk täglich 1 bis 2 Tassen Ovomaltine.

A 51

Auf
OVOMALTINE
ist Verlass!

In Büchsen zu Fr. 2.—
und 3.60 überall erhältlich

Dr. A. Wunder A.G., Bern

Echten Familiensinn pflegen...

heißt über den Tag hinausdenken, mit Weitblick bis ins Letzte für die Familie besorgt sein, sich seiner Verantwortung bewußt bleiben und die materielle Zukunft der Familie sichern! **Der Abschluß einer Lebensversicherung bei unserer Anstalt ist das bewährteste und vornehmste Mittel, dieses Ziel zu erreichen.**

Die Rentenanstalt, als älteste und größte schweizerische Lebensversicherungs-Unternehmung, bietet Ihnen hohe Sicherheit zu günstigen Bedingungen. Sie verfügt über starke Reserven, verwaltet als Treuhänderin der Interessen ihrer Versicherten die ihr anvertrauten Gelder streng vorsichtig und läßt den Versicherten ihre gesamten Rechnungsüberschüsse wieder zukommen.

Schieben Sie Ihren Entschluß nicht mehr weiter hinaus. Je früher Sie sich melden, desto günstiger ist die Versicherung für Sie. Unsere Vertreter geben Ihnen gerne nähere, für Sie unverbindliche Auskunft.

**Schweizerische
Lebensversicherungs- und Rentenanstalt
Zürich**

